

Der folgende Text wird über DuEPublico, den Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt.

Diese auf DuEPublico veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

Hanloser, Gerhard:

Die Rote Fahne und der Antisemitismus

In: Sozial.Geschichte Online / Heft 20 / 2017

URN: [urn:nbn:de:hbz:464-20170321-070151-6](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:464-20170321-070151-6)

Link: <http://duepublico.uni-duisburg-essen.de/servlets/DocumentServlet?id=43557>

Gerhard Hanloser

Die Rote Fahne und der Antisemitismus

Olaf Kistenmachers Präsentation tatsächlicher
und vermeintlicher antijüdischer Aussagen
in der KPD-Tageszeitung

„Antisemitismus ist aber isoliert gar nicht zu erfassen, sondern nur im Kontext gesellschaftlicher Praxis. Behandelt man ihn als Denkform, geht man ihm schon auf den Leim; denn er hat keinen Anspruch auf Wahrheit, sondern zielt auf die Befriedigung aggressiver Triebe. Seine Erklärungen dienen der Rechtfertigung von Gewalt. Antisemitismusforschung neigt zur Verdinglichung ihres Gegenstandes, aus dem sie ihre Daseinsberechtigung zieht. Die anschwellende Antizionismusliteratur zwingt zu dieser methodischen Reflexion; denn die Frage, ob der Antizionismus eine Spielart des Antisemitismus ist, lässt sich nicht allein aus den Dokumenten beantworten. Man muss sie auch lesen und interpretieren können.“

(Detlev Claussen, Im Zerrspiegel von Zeitzeugen und Wissenschaft – Springer und ‚68‘, in: Fritz Backhaus / Dmitrij Belkin / Raphael Gross (Hg.), Bild dir dein Volk! Axel Springer und die Juden, Göttingen 2012, S. 164–171, hier: S. 170)

Das Thema der Dissertation von Olaf Kistenmacher ist nicht neu. Der Frage, wie die KPD dem Antisemitismus begegnete, sind bereits David Bankier, Enzo Traverso, Mario Keßler, Edmund Silberner, Jack Jacobs und andere in ihren Schriften nachgegangen, um nur einige Standardwerke zum Thema zu nennen.¹ Auch in dem

¹Der Text der Dissertation wird im Folgenden zitiert nach: Olaf Kistenmacher, Arbeit und „jüdisches Kapital“. Antisemitische Aussagen in der KPD-Tageszeitung „Die Rote Fahne“ während der Weimarer Republik, Bremen 2016. Zu den „Stan-

Klassiker zur KPD-Kampfzeit 1921 bis 1923 von Werner T. Angress aus den 1970er Jahren wird eine später sprichwörtlich gewordene antijüdische Aussage von der Parteilinken Ruth Fischer ausführlich referiert und kritisch im Kontext dargestellt.²

Am 25. Juli 1923 hatte Ruth Fischer in einer Rede, der kommunistische wie völkische Studenten folgten, die rhetorische Frage gestellt: „Sie rufen auf gegen das Judenkapital, meine Herren?“ Ihre Antwort lautete: „Wer gegen das Judenkapital aufruft, meine Herren, ist schon Klassenkämpfer, auch wenn er es nicht weiß. Sie sind gegen das Judenkapital und wollen die Börsenjobber niederkämpfen. Recht so. Tretet die Judenkapitalisten nieder, hängt sie an die Laterne, zertrampelt sie. Aber, meine Herren, wie stehen sie zu den Großkapitalisten, den Stinnes, Klöckner...?“³ Die SPD-Zeitung *Vorwärts* zitierte diese Rede der aus einer jüdischen Familie stammenden Parteiführerin unter dem Titel „Ruth Fischer als Antisemitin“. Die *Rote Fabne* brachte zwar keinen Bericht, dementierte aber auch nicht. Auch der Herausgeber der expressionistisch-linksradi-kalen Zeitschrift *Die Aktion*, Franz Pfemfert, kritisierte diese Rede

dardwerken“ vgl. Mario Kessler (Hg.), Arbeiterbewegung und Antisemitismus. Entwicklungslinien im 20. Jahrhundert, Mainz 1994; David Bankier, The German Communist Party and Nazi Antisemitism, 1933–1938, in: Leo Baeck Institute, Yearbook XXXII, London, S. 325–340; Enzo Traverso, Die Marxisten und die jüdische Frage. Geschichte einer Debatte (1843–1943), Mainz 1995; Edmund Silberner, Die Kommunistische Partei Deutschlands zur Judenfrage, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 8 (1979), S. 283–334; ders., Kommunisten zur Judenfrage. Zur Geschichte von Theorie und Praxis des Kommunismus, Opladen 1983; Jack Jacobs, Sozialisten und die ‚jüdische Frage‘ nach Marx, Mainz 1994. Zu antisemitischen Einstellungen in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung u. a. diverse Beiträge in Ludger Heid / Arnold Paucker (Hg.), Juden und deutsche Arbeiterbewegung, Tübingen 1992, und Mario Kessler, Die SPD und der Antisemitismus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Ein Überblick, in: Matthias Brosch / Michael Elm / Norman Geißler / Brigitte Elisa Simbürger / Oliver von Wrochem (Hg.), Exklusive Solidarität. Linker Antisemitismus in Deutschland, Berlin 2007, S. 49–68, besonders S. 57 ff.

² Werner T. Angress, Die Kampfzeit der KPD 1921–1923, Düsseldorf 1973.

³ Zit. nach Angress, Kampfzeit (wie Anm. 2), S. 375.

scharf als antisemitisch – wie Olaf Kistenmacher in seinem Werk festhält (S. 39).

Zum Aufbau der Arbeit: Ruth Fischers Skandalparolen im Kontext

Kistenmachers historische Abschlussarbeit beansprucht jedoch nicht nur, die eine oder andere unbekannte Quelle zu einem weitgehend erschöpfend behandeltem Thema beizusteuern, sondern sie möchte anhand der ab dem 9. November 1918 erschienenen Partei- und Tageszeitung der KPD, *Rote Fabne*, „die Funktionsweise und die Wirkungsmacht antisemitischer Vorstellungen“ innerhalb der KPD analysieren (S. 11). Angesichts dieses Vorhabens sind die Leser_innen gespannt auf die Ergebnisse.

Ruth Fischers antijüdische Ausfälle stehen ja nicht allein. Im ersten Teil seiner Arbeit geht Kistenmacher dem Gebrauch antisemitischer Ausdrücke in den Jahren 1918 bis 1923 in der *Roten Fabne* nach. Als antisemitisch etikettiert er dabei sowohl – und berechtigt – den Begriff „jüdisches Kapital“ als auch den oft verwendeten Begriff des „Judas“, der aus der christlichen Mythologie stammt und gemeinhin als Synonym für Verräter steht.⁴ Anschließend untersucht der Autor für die sogenannten Jahre der Stabilisierung der Weimarer Republik – 1924 bis 1928 – die Verwendung von Begrifflichkeiten, die er als Anspielungen an den antisemitischen Diskurs wertet. Hier legt er offen, dass auch die KPD, etwa in antisemitischen Namenswitzen, der Logik von Stigmatisierung durch jüdische Namensmarkierung folgte: eine Beobachtung, die ebenfalls zuerst Werner T. Angress gemacht hat. Schließlich stellt Kistenmacher für die Jahre 1928 bis 1933 fest, dass die KPD-Zeitung wieder-

⁴ Vgl. auch Olaf Kistenmacher, Vom „Judas“ zum „Judenkapital“. Antisemitische Denkformen in der Kommunistischen Partei Deutschlands in der Weimarer Republik, 1918–1933, in: Matthias Brosch / Michael Elm / Norman Geißler / Brigitte Elisa Simbürger / Oliver von Wrochem (Hg.), *Exklusive Solidarität. Linker Antisemitismus in Deutschland*, Berlin 2007, S. 69–86.

holt darzustellen versuchte, die NSDAP werde von jüdischen Kapitalisten bezahlt, und dass sie dabei auf das bereits 1923 eingeführte antisemitische Schlagwort vom „jüdischen Kapital“ rekurrierte. Ab 1930 stimmte die KPD wieder nationale Töne an, und Parteiführer Ernst Thälmann sprach von einer „Volksrevolution“. Gemäß der Ende der 1920er Jahre implementierten „Sozialfaschismustheorie“ stufte die KPD die Sozialdemokratie als linken Flügel des Faschismus und darüber hinaus als ihren Hauptfeind ein.⁵ Bezüglich der Behauptung der *Roten Fabne*, ein „jüdisches Kapital“ gehe Hand in Hand mit der nationalsozialistischen Bewegung, urteilt Kistenmacher überzeugend: „Mit dem vermeintlichen Nachweis, dass die NSDAP und das ‚jüdische Kapital‘ sich gegenseitig unterstützten, wollte die *Rote Fabne* in den Jahren 1928 bis 1933 vor allem belegen, dass die NSDAP keine Arbeiterpartei war, sondern auf der Seite des Kapitals stand“ (S. 179).

In einem zweiten Teil seines Buchs geht Olaf Kistenmacher intellektuellenfeindlichen Stereotypen in der kommunistischen Bewegung nach und analysiert deren eventuelle Bezüge zum Thema der Judenfeindschaft. Eine der vorherrschenden antijüdischen und antisemitischen Ideologien stellte schließlich die angeblich „zersetzende Macht des jüdischen Intellekts“ dar. Der Autor wertet diesen Abschnitt selbst als „deutlich spekulativer“ als andere Passagen seiner Arbeit (S. 245). Nur in der Tendenz sei eine Verbindung von Antiintellektualismus und Antisemitismus erkennbar, schließlich sei das „Schimpfwort ‚Intellektueller‘ [...] mehr als ein Tarnbegriff für ‚Juden‘ [gewesen]; es richtete sich, wie das Beispiel Karl Korsch deutlich macht, auch gegen Mitglieder der KPD, die nicht aus jüdischen Familien stammen“ (S. 246).

Schließlich untersucht der Historiker die Palästina-Berichterstattung der KPD-Zeitung. Hier wird deutlich, dass die KPD den Zionismus nur als Bewegung der „Kolonisatorenbourgeoisie“ begrei-

⁵ Vgl. u. a. Andreas Wirsching, *Vom Weltkrieg zum Bürgerkrieg? Politischer Extremismus in Deutschland und Frankreich 1918–1933/39*. Berlin und Paris im Vergleich, München 1999, S. 548 f. und S. 557–561.

fen konnte, antijüdische Ausschreitungen und pogromartige Übergriffe als „Araberaufstand“ hofierte und schließlich auch jüdische Genossen der KP Palästinas (die meisten von ihnen überzeugte Antizionisten) als „Zionisten“ apostrophierte. Doch wenn Kistenmacher behauptet, in den Verlautbarungen der *Roten Fabne* sei die „jüdische Bevölkerung [...] als Vorposten des Faschismus dargestellt“ (S. 266) worden, so widersprechen ihm viele der von ihm präsentierten Quellen. Diese sprechen zwar eine absolut ideologisierte Sprache, und die Konflikte des nahöstlichen Raums werden kaum adäquat beschrieben. Aber immerhin wird wiederholt reklamiert und propagiert: „Das jüdische Proletariat Palästinas muß Schulter an Schulter mit den arabischen Werktätigen den Kampf gegen ihren gemeinsamen Klassenfeind, den *englischen Imperialismus* und die mit ihm auf Leben und Tod verbundene *jüdische Bourgeoisie* führen“ (zitiert nach S. 272; Hervorhebung im Original). Hier zeigt sich zwar der holzschnittartige Charakter einer „Klassen- und Imperialismusanalyse“, die viel Wunschdenken und Revolutionserwartung transportiert und meist weit hinter einer klaren Analyse der Wirklichkeit zurückbleibt. Doch steht im Zentrum dieses Wunschdenkens immer der gemeinsame Kampf aller Proletarisierten – über nationale und religiöse Schranken hinweg.

Kaum überzeugen können Kistenmachers Vermutungen, dass der neulinke Antizionismus ab 1967/69 direkt auf die Traditionsbestände der KPD zurückzuführen sei. Dem widersprechen beispielsweise Befunde des Politologen Martin W. Kloke, der in seinem Standardwerk „Israel und die deutsche Linke“ einerseits feststellt, die KPD der Weimarer Republik habe „im großen und ganzen ihre grundsätzlich ablehnende Haltung gegenüber dem Antisemitismus“ durchgehalten, während andererseits der Antizionismus der Neuen Linken nur wenig Bezüge zur Tradition der kommunistischen Bewegung aufweise.⁶ Kistenmacher dagegen schließt den vermeintlichen altlinken mit dem vermeintlichen neulinken Antisemitismus

⁶Martin W. Kloke, *Israel und die deutsche Linke. Ein schwieriges Verhältnis*, Frankfurt am Main 1990, S. 27.

kurz – wobei er den Antizionismus als Ausdruck von Antisemitismus verstanden wissen will.⁷

Nun gab es sicherlich sowohl in der alten wie in der neuen Linken Antisemitismus. Dass jedoch der linke Antizionismus, also eine revolutionäre und internationalistische Kritik der jüdischen Staatswerdungsidee wie des Staatsprojekts Israels in Palästina, selbst schlicht mit dem Antisemitismus als Weltanschauung korrespondiere oder gar deckungsgleich sei, ist in der Forschung umstritten, wenn nicht sogar widerlegt.⁸

Auch was die aktuell sich um die sogenannte „Israelkritik“ entspannende Debatte über einen „neuen Antisemitismus“ anbelangt, können die vorgenommenen Bezüge Kistenmachers kaum überzeugen: „Die antizionistische Position, die in der KPD vor 1933 bestand, weist viele Parallelen zu dem auf, was im 21. Jahrhundert als ‚neuer‘ oder als antizionistischer Antisemitismus bezeichnet wird“

⁷ Kistenmacher sieht in der Schuldabwehr-Theorie keinen erschöpfenden Erklärungsansatz für den Antisemitismus in der Neuen Linken, sondern meint, diese habe in ihren überzogenen und seines Erachtens antisemitisch motivierten Israelattaken auch Elemente der alten kommunistischen Attacken auf den Zionismus aufgenommen. Vgl. Olaf Kistenmacher, Sekundärer Antisemitismus – Ein Erklärungsansatz für Antisemitismus in der Linken?, in: Associazione delle talpe / Rosa Luxemburg Initiative Bremen (Hg.), Maulwurfsarbeit, II. Kritik in Zeiten zerstörter Illusionen, Berlin 2012, S. 51–60.

⁸ So hielt z. B. Dan Diner treffend fest: „Wenn wir das akzeptieren würden [...], nämlich den Begriff des Zionismus überhaupt nicht mehr zu verwenden, weil er sich leicht antisemitisch benutzen lassen kann, dann geraten wir, was Israel und Israelkritik anbelangt, in ein äußerst schwieriges Dilemma. Es beginnt schon damit, daß Israel kein israelischer Staat ist. [...] Israel ist ein zionistischer Staat. Man kann von einer zionistischen Verfassung, von einer zionistischen Struktur, von einem zionistischen Staatscharakter Israels sprechen. Und dieser und nur dieser kann gemeint sein, wenn heute der Begriff Zionismus Verwendung findet. All anderen Bestimmungen gravieren dem Zionismus zu.“ Dan Diner, Linke und Antisemitismus – Überlegungen zur Geschichte und Aktualität, in: Karlheinz Schneider / Nikolaus Simon (Hg.), Solidarität und deutsche Geschichte. Die Linke zwischen Antisemitismus und Israelkritik, Berlin 1987, S. 61–80, hier: S. 77. Zuletzt in ähnlicher Absicht und pointiert: Moshe Zuckermann, Jenseits deutscher Reflexe. Resümee über Antisemitismus, Antizionismus und Israel-Kritik, in: Gerhard Hanloser (Hg.), Deutschland.Kritik, Münster 2015, S. 102–125.

(S. 281). Um diese Parallelen herauszustellen, muss Kistenmacher ignorieren, dass die kommunistische Bewegung (in der, wie der Autor selbst beschreibt, viele jüdische Mitglieder waren) sich zum einen in einem Konkurrenzkampf mit der zionistischen Bewegung befand, zum anderen – als internationalistische und revolutionäre Bewegung – eine nationalistische Lösung *per se* bekämpfte. Dieser Internationalismus war trotz Stalinisierung und Verteidigung des Aufbaus des Sozialismus in einem Land die vorherrschende Haltung der kommunistischen Parteimitglieder; internationalistisch präsentierte sich die Partei ebenfalls in ihren Publikationen. Schließlich ging es um die heute obsolete Alternative einer „Weltrevolution“ beziehungsweise eines „sowjetischen Arbeiterparadieses“ einerseits oder eines Nationalismus im Verbund mit kolonialen Mächten beziehungsweise „Palästinas“ als ausschließlich nationale Schutzstätte für Juden andererseits. Außerdem spielt in der aktuellen Debatte um einen „neuen Antisemitismus“ sowohl der Islamismus mit seinem ihm eingeschriebenen Judenhasse eine tragende Rolle, wie auch die langanhaltende Okkupationspraxis der israelischen Armee. Kistenmachers Parallelen erschöpfen sich in der enthistorisierten Behauptung einer ewigen antisemitisch motivierten Feindschaft gegen Israel, was auch durch von ihm herangezogene Literatur aus dem proisraelisch-antideutschen Milieu und von Polemikern wie Henryk M. Broder unterstrichen wird.⁹

Dennoch kann Kistenmacher mit Hilfe einer Analyse der Titelseite der *Roten Fahne* vom 28. August 1929 plausibel machen, wie weitgehend undifferenziert „der Zionismus“ in der KPD-Logik als Spielart des Faschismus bezeichnet wurde. Außerdem zeigt er, wie damit das Bild eines weltweiten faschistischen Komplotts gegen die

⁹Wer sich in der Literatur auskennt, ist wenig verwundert, in der Literaturliste etliche Abhandlungen von Autoren zu entdecken, die aus dem sogenannten anti-deutschen Milieu stammen und die als bedingungslose Verteidiger Israels an der begrifflichen Unschärfe zwischen Antisemitismus, Antizionismus und Israelkritik ein großes Interesse haben. Zu nennen sind hier – neben Henryk M. Broder – unter anderem Samuel Salzborn, Tilman Tarach, Thomas Käpernick, Jens Benicke und die Initiative Sozialistisches Forum.

Arbeiterklasse konstruiert wurde, in dem Nationalsozialisten, Sozialdemokraten und Zionisten gleichermaßen als faschistischer Block erscheinen, der als „Todfeind der Arbeiterinnen und Arbeiter“ begriffen wird (S. 275). Wer diese Darstellung mit Verlautbarungen einiger maoistischer Gruppen der 1970er Jahre (etwa der KPD/AO) vergleicht, in denen „der Zionismus“ ebenfalls in einem Atemzug mit dem – ebenfalls als faschistisch bezeichneten – „Sozialimperialismus“ der UdSSR unter Breschnew attackiert wird, wird auf eine ähnliche Haltung stoßen. Diese lässt sich im Grenzbereich zwischen antiimperialistisch motivierter Freund-Feind-Politik, Wirklichkeitsverzerrung und politischer Paranoia verorten.¹⁰

Das Buch schließt mit einer überblickshaften Darstellung von grundsätzlichen Stellungnahmen der KPD zur „Judenfrage“ außerhalb der *Roten Fabne*. In diesen werden die ideologischen Inkonsistenzen und Unklarheiten im kommunistischen Milieu deutlich. Einerseits wird hier ein Ende „der Juden“ als Synonym für den Niedergang gewisser Schichten von Handelskapitalisten und ökonomischen Zwischengruppen konstatiert und auch befürwortet, andererseits hofiert man das unter Stalin ausgebaute „rote Gegenpalästina“ Birobidjan, in dem Juden als solche – im Rahmen einer umfassenden „Produktivierung“ – eine territoriale kulturelle Autonomie pflegen sollten.

Zum Verständnis des Zeitkontextes

Der Autor kommt zu dem eher erwartbaren Ergebnis: „[D]as ZK (der KPD, G. H.) rief zwar zum Kampf gegen den Antisemitismus und die NSDAP auf. Aber zugleich blieb die KPD bei dem Feindbild des ‚jüdischen Kapitals‘ und des Zionismus, gegen das die Mitglieder der kommunistischen Partei genauso kämpfen müssten wie

¹⁰ Aus extremismustheoretischer Perspektive: Armin Pfahl-Traughber, Israelfeindschaft zwischen Antiimperialismus und Antisemitismus – eine Analyse zu Erscheinungsformen und Motiven im deutschen Linksextremismus, in: Ulrich Dovermann (Hg.), Linksextremismus in der Bundesrepublik Deutschland, 2. Aufl., Bonn 2012, S. 143–161.

gegen den Nationalsozialismus“ (S. 312). Diese Einschätzung ist geprägt durch ein Verständnis des Zeitkontexts, das unübersehbar an den Diskurs der deutschen Linken nach 1989 anknüpft: Eine merkwürdige Rezeption des Verhältnisses zwischen „Arbeit“ und „Kapital“ eingeschlossen.

So überzeugen Kistenmachers Exkurse über den „Arbeitsfetsch“ der KPD und den Begriff der „Arbeit“ in der *Roten Fahne* von 1918 bis 1922 wenig. Sie machen eher deutlich, welchem Gesellschaftsbild der Autor selbst verpflichtet ist, als dass sie die KPD in ihren Absichten und schädlichen Wirkungen entlarven würden. Pikiert berichtet der Historiker, dass die Kommunisten, „der absoluten Entgegensetzung von Arbeit und Kapital“ folgend, „den Kapitalisten und Großgrundbesitzern abgesprochen“ hätten, „dass sie ‚arbeiten‘ würden“ (S. 86). Auf der anderen Seite mokiert er, dass eine kommunistische Autorin diese Entgegensetzung nicht mehr absolut gesetzt und die Arbeiter dazu aufgefordert habe, „den ‚Bourgeois in uns selbst‘, diesen gefährlichen Helfershelfer der anderen zu vernichten“. Vollends Erkenntnis und Einsicht in wichtige Problemzusammenhänge des kommunistischen Milieus hemmende Resentiments des Autors werden deutlich, wenn er die Aussage eines Kommunisten, er sei klassenbewusst, „weil Klassenbewußtsein bei uns zur Familientradition gehört“ mit den Worten kommentiert: „Die Vorstellung einer scheinbar ‚natürlichen‘ Zugehörigkeit zum Proletariat passte zu bestimmten biologistischen Darstellungsweisen des Klassenkampfes, die in den folgenden Jahren der Weimarer Republik noch deutlicher hervortreten sollten“ (S. 88). Hier scheint der Autor eigene theoretische Denkleistungen übers Kapitalverhältnis (die sog. Wertkritik) in normativer Absicht historischen Akteuren überstülpen zu wollen, wobei er deren mentale, intellektuelle Verarbeitung ihrer Erfahrung pejorativ abwertet. Warum muss beispielsweise der Stolz auf ein familiär tradiertes Klassenbewusstsein als ‚biologistisch‘ gelten?

Die Frage des Verhältnisses von historischer Erfahrung, Theoriebildung und politischem Handeln in der kommunistischen Arbei-

terwelt ist dabei ja keine periphere. Manche abenteuerlichen Entgleisungen, wie sie Ruth Fischer nicht fremd waren, so urteilte der Historiker Mario Kessler, wären bei Thälmann und seiner Umgebung nicht vorgekommen. Der Rückgang des Einflusses radikaler Intellektueller und der Anstieg des Einflusses proletarisch geprägter Führungskader (im Sinne der ‚Partei neuen Typus‘) sei nicht unmittelbar mit dem Anwachsen oder Abflauen antijüdischer Vorurteile verbunden gewesen.¹¹ Diese Beobachtung wird von Kistenmacher nicht weiter aufgegriffen oder widerlegt. Ein eher peinlich anmutendes kurzes Kapitel geht der Denunziationsfloskel des „jüdischen Selbsthasses“ nach und konstatiert – wenig erstaunlich –, diese trefte auf Ruth Fischer und andere wohl nicht zu. Leider unterlässt es Kistenmacher, den Sprechort Fischers zu reflektieren, die vom deutschvölkischen Milieu beständig als „die Wiener Jüdin“ angefeindet wurde. Was bedeutete es, wenn sie in einer extrem zugespitzten politischen Situation zu rabiaten Attacken auf „Judenkapitalisten“ ansetzt? Welche Psychodynamiken, aber auch welche wohlüberlegten Strategien auf der politischen Bühne konnten dabei am Werk sein? – Dynamiken und Absichten, die weit über die schlichte Formel des Selbsthasses hinausgehen konnten. Während die kritische Diskursforschung die Bedeutung des Sprechorts hervorhebt, belässt es Kistenmacher bei einer reinen Ideologiekritik.

Der Autor verlegt sich darauf zu beschreiben, wie unterkomplex im Gegensatz zu seiner eigenen theoretischen Festlegung auf einen subjektlosen Marxismus der Klassenkampf-Marxismus Thälmanns und anderer Parteikader sei. Damit berührt er das Thema des Antisemitismus jedoch nicht einmal peripher. Allerdings stellen diese Argumente des Autors auch keine Nebenkriegsschauplätze dar. Das gewollte Unvermögen, die auf Kampf und Militanz setzende KP-Sprache auf eine revolutionäre Praxis im „Zeitalter der Extreme“ (Eric Hobsbawm) zurückzuführen, hat Methode. Sprache wird von Kistenmacher nicht ihrem historischen und biographischen

¹¹ Mario Kessler, Die KPD und der Antisemitismus in der Weimarer Republik, in: UTOPIE kreativ, 15 (2005), H. 173, S. 223–232.

Kontext entsprechend angemessen gewürdigt und kritisiert. Sie wird nicht als ein Selbstbehauptungs- und Propagandamittel verstanden, das sich auf eine proletarische Klassenkampftradition wie auf eine umstürzende Praxis bezieht, sondern auf die Ebene der Text- und Diskurskultur der heutigen akademischen Linken – einer Linken, die längst von Internationalismus und Klassenkampf abgerückt ist – reduziert.

Spätestens hier wird auch deutlich, dass der Arbeit ein außeruniversitäres Erkenntnisinteresse eingeschrieben ist – was ja erst einmal ein sympathischer Antrieb ist: Die nun veröffentlichte Dissertation ist als Nachhall des Erschreckens der deutschen Nach-Wiedervereinigungslinken über linke Traditionsbestände zu verstehen. Diese, so der Tenor, gälte es zu begreifen und schnell zu entsorgen. Ein aufschlussreiches Dokument aus dieser Zeit stellt ein kurzer Artikel von Eva Groepler in der Monatszeitschrift *konkret* vom Januar 1991 dar: „Zertrampelt die Judenkapitalisten! Über die Versuche der deutschen Arbeiterbewegung vor 1933, antijüdische Ressentiments für die eigenen politischen Ziele zu nutzen“.¹² Dieser Aufsatz skizziert im Kern bereits das Arbeitsprogramm Kistenmachers. Er beschreibt nicht nur die Versuche der KPD, auf völkischen, nationalistischen und antisemitischen Stimmenfang zu gehen, er zeigt auch die merkwürdige Ignoranz gegenüber der Besonderheit des Antisemitismus auf und weist auf wichtige Fehlinterpretationen der Situation in Palästina durch KPD-Verlautbarungen hin.

Bereits 1991 war also einem breiteren linken Lesepublikum bekannt, dass auch die KPD zuweilen antisemitisch und judenfeindlich argumentierte und die besondere Bedrohung von Juden durch den Antisemitismus ignorierte. Fünfundzwanzig Jahre später hätten sich ein paar weitergehende Fragen aufgedrängt. Dazu gehört auch die kritische Frage nach der Angemessenheit geschichtswissenschaftlicher, soziologischer oder politikwissenschaftlicher Me-

¹² Eva Groepler, „Zertrampelt die Judenkapitalisten!“ Über die Versuche der deutschen Arbeiterbewegung vor 1933, antijüdische Ressentiments für die eigenen politischen Ziele zu nutzen, *Konkret* 1/1991, S. 45.

thoden, die es ermöglicht, Verlautbarungen der KPD verlässlich als antisemitisch zu qualifizieren.

Schließlich war die KPD eine besondere Partei: Juden spielten in ihr seit Beginn des „Spartakusaufstand“ 1919 mit Rosa Luxemburg, Leo Jogiches, Karl Radek eine herausragende Rolle. Auch beim Versuch, in Bayern Räterepubliken zu etablieren, waren viele jüdische Sozialisten innerhalb wie außerhalb der kommunistischen Bewegung aktiv beteiligt – etwa Gustav Landauer, Erich Mühsam, Ernst Toller und Eugène Levine. Und schließlich waren – mit Paul Levi, Ruth Fischer, Arkadii Maslow – einige wichtige Wortführer, zwischenzeitlich sogar Parteiführer der KPD, Juden im Sinne ihrer Herkunft. Die völkische Konterrevolution rief von Beginn an zum Mord an Kommunisten wie Juden gleichermaßen auf: „Tötet Liebknecht! Tötet die Juden!“. Dagegen verfolgte das klassenkämpferische Programm der KPD eine Logik, die quer zum Antisemitismus stand. Nazis und Kommunisten waren während der Weimarer Republik Todfeinde – auch wenn in bestimmten Perioden dezidierter nationalistischer Agitation der KPD, um mit Clara Zetkin zu sprechen, „die Grenzlinie zwischen uns und den Nazis verwischt“ wurde. Die Kommunistische Partei wurde von rechts stets als Judenpartei angefeindet; sie selbst machte wiederholt ihre grundsätzliche Haltung zum ihrer Meinung nach „idiotischen Antisemitismus“ deutlich, etwa im August 1930: „Selbstverständlich bekämpft die Kommunistische Partei aufs schärfste jede Rassenhetze und daher auch den idiotischen Antisemitismus. Ebenso selbstverständlich ist, daß wir gegen Kapitalisten, gleichviel, ob sie christlich oder jüdisch sind, mit den Mitteln des revolutionären Klassenkampfes kämpfen“ (S. 174). Aussagen wie diese werden zwar von Kistenmacher kolportiert, jedoch lediglich konzедierend, niemals als Beschreibung eines weitgehenden Konsenses in der KPD. Somit wird der Eindruck erweckt, als handele es sich bei diesen grundlegenden Verurteilungen des Antisemitismus durch die KPD lediglich um Lippenbekenntnisse, und die Fälle von antijüdischen und antisemitisch

erscheinenden Aussagen seien das vorrangig und häufiger Anzutreffende.

Theoretische und methodische Perspektiven

Viele Historiker der kommunistischen Bewegung deuten die antisemitischen oder besser judenfeindlichen Aussagen als mehr oder weniger strategisch platzierte Aussagen, mit denen taktische Intentionen verbunden waren.¹³ Sie konzentrieren sich dabei auf die Ruhrkrise, die Welle des antifranzösischen Nationalismus und die sogenannte „Schlageter-Linie“ der Kommunistischen Partei Deutschlands, die als „Nationalbolschewismus“ in die Geschichtsbücher einging.¹⁴ Diese Etikettierung nationalistischer Agitation als Teil der kommunistischen Strategie und der taktischen Aneignung antisemitischer Phrasen als misslungener Agit-Prop überzeugt Kistenmacher jedoch nicht: Diese Annahmen würden zu wenig berücksichtigen, „was die KPD damit in der konkreten Situation von 1923 bewirkte, inwieweit sie damit verbreitete antisemitischen Vorstellungen übernahm und reproduzierte und zugleich eine eigene Position zur ‚Judenfrage‘ schuf. Auf diesem diskursiven Mehrwert, auf diesem Mehr liegt der Fokus der vorliegenden Untersuchung“ (S. 43).

Was die KPD in der jeweiligen Situation von 1923 *bezwecken* wollte, hat Enzo Traverso 1995 in seinem erhellenden Buch „Die Marxisten und die jüdische Frage“ dargestellt.¹⁵ Wichtige Hinweise finden sich auch in dem Mitte der 1980er erschienenen Buch von Louis Dupeux über den „Nationalbolschewismus in Deutschland 1919–1933“,¹⁶ ebenso im bereits erwähnten Werk von Angress.¹⁷

¹³ U. a. Klaus-Michael Mallmann, *Kommunisten in der Weimarer Republik. Sozialgeschichte einer revolutionären Bewegung*, Darmstadt 1996, S. 300.

¹⁴ Eric D. Weitz, *Creating German Communism, 1890–1990. From Popular Protest to Socialist State*, Princeton 1997, S. 249 und 371.

¹⁵ Enzo Traverso, *Die Marxisten* (wie Anm. 1).

¹⁶ Louis Dupeux, „Nationalbolschewismus“ in Deutschland 1919–1933. *Kommunistische Strategie und konservative Dynamik*, München 1985.

¹⁷ Angress, *Kampfzeit* (wie Anm. 2).

Die Frage nach der *Wirkung* ist nicht leicht zu beantworten – ebenso wie die brennende Frage, ob und inwiefern die nominell internationalistische KPD die Arbeiter zu Nationalsozialisten und Antisemiten erzog, wie dies manche von links kommende Beobachter der Weimarer Republik, etwa Simone Weil, vermuteten. Olaf Kistenmacher schreibt jedoch keine Wirkungsgeschichte der antijüdischen Aussagen auf das kommunistische beziehungsweise das Arbeitermilieu. Dafür hätte man beispielsweise Egodokumente, zum Beispiel Tagebuchaufzeichnungen, auswerten müssen, die sicherlich Erhellendes über die Protagonisten zu Tage fördern könnten, wobei wohl zugleich das Problem aufgetaucht wäre, dass nur wenige KPD-Anhänger Zeit fanden, Tagebuch zu führen.

Stattdessen hat Kistenmacher das Verlautbarungsorgan der KPD als Quelle gewählt, das der Außenpräsentation der Partei diene und die eigene Leserschaft bei der Stange halten sollte. Eine Reflexion auf die Autor_innen-Leser_innen-Beziehung unterbleibt jedoch in der Arbeit. Dass dies problematisch ist, zeigt etwa die Tatsache, dass die *Rote Fabne* in bestimmten historischen Phasen auch Artikel von Autor_innen veröffentlichte, die nicht der KPD angehörten – vermutlich, um gezielt neue Leserkreise für die Sache des Kommunismus und der Partei zu gewinnen. Ob die Auswahl der *Roten Fabne* als Quelle für die Beantwortung der Frage nach der Wirkung zielführend ist, sei also dahingestellt.

Kistenmacher vermengt zwei vor allem in der heutigen akademischen Linken prominente theoretisch-methodische Zugänge zur (historischen) Wirklichkeit: einen subjektlosen Marxismus und eine an Foucault geschulte Diskursanalyse. Der subjektlose Marxismus zeichnet die Rolle von Akteur_innen angesichts der Strukturen anonymer Herrschaft klein und lehnt jeglichen Versuch, radikale Kritik an Personen zu adressieren, als reduktionistisch ab. Kistenmacher bezieht sich häufig auf Robert Kurz, der als scharfer Kritiker des „Arbeiterbewegungsmarxismus“ mit seiner Zentralität des Klassenkampfes gelten kann, und auf den Berliner Marxforscher Michael Heinrich. Auf diesen geht beispielsweise die Bemerkung zurück,

dass „in Texten der Dritten Internationale [kapitalistische Machtverhältnisse, G. H.] oft als unvermittelte, direkte Herrschaft der Kapitalisten über die Arbeiterinnen und Arbeiter beschrieben wurden: nicht als ‚strukturelles Verhältnis‘, sondern als ‚ein Willensverhältnis von sozialen Klassen‘ (S. 52, Hervorhebung im Original).

Nun kann lange über das Verhältnis von sozialen Strukturen und ihren mit allerhand Willen ausgestatteten Trägern diskutiert werden, und an Heinrichs Kritik des Parteimarxismus ist wenig auszusetzen. Dass aber mit diesen (neo-)marxistischen Bestimmungen recht wenig über einen etwaigen Antisemitismus ausgesagt ist, dürfte unstrittig sein. Kistenmacher geht indes von einer „strukturellen Affinität“ von „marxistischem Antikapitalismus und antisemitischem Weltbild“ aus (S. 21). Diese Affinität möchte er unter Bezug auf den beliebten Gewährsmann des ableitungstheoretischen Denkformmarxismus, Moishe Postone, methodisch absichern.¹⁸

Die Sinnhaftigkeit dieses methodologischen Zugangs zum Thema kann angezweifelt werden. Er stellt zudem eine modische linke Variante der Extremismustheorie dar, in der personenbezogener Klassenkampf marxistischer Provenienz und antisemitische Attacken auf Juden zusammengerührt werden. Man muss nicht extra auf Sartres „Überlegungen zur Judenfrage“ hinweisen – einen Text, in dem der Unterschied von personenbezogener, an Marx orientierter Kritik am Kapitalismus und dem Antisemitismus klar herausgestellt wird und in dem die Arbeiterbewegung und die Antisemitenbewegung sowie der Klassenkampf und ein (rassistisch unterfütterter) Kampf zwischen „Ariern“ und „Juden“ als feindliche, sich diametral widersprechende Bewegungen wie Denkformen präsentiert werden.¹⁹

Irritierend ist auch, dass der Autor mit diesen theoretischen Bezugnahmen Bestimmungen und normative Wertungen der kapita-

¹⁸ Moishe Postone, Nationalsozialismus und Antisemitismus. Ein theoretischer Versuch, in: Dan Diner (Hg.), Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz, Frankfurt am Main 1988, 242–254. Eine Kritik daran: Gerhard Hanloser, Deutscher Vernichtungantisemitismus – eine von ‚Antikapitalismus‘ angetriebene ‚Revolve‘?, in: ders., Deutschland.Kritik, Münster 2015, S. 64–101.

¹⁹ Jean-Paul Sartre, Überlegungen zur Judenfrage, Reinbek bei Hamburg 1994.

listischen Gesellschaft wie des Antisemitismus, die ein Amalgam spezifischer wertkritischer, diskurstheoretischer und antideutscher Diskurse darstellen, an historische Texte und Diskurse der KPD aus den 1920er und 1930er Jahren heranträgt. Dieses Verfahren ist ahistorisch und kann in seiner normativ wertenden Absicht nicht überzeugen.

Als zweiter wichtiger methodischer Bezugspunkt dient Kistenmacher die an Foucault geschulte Diskursanalyse. Da der Autor die Intention der Aussagen der KPD-Autoren weitgehend ausblenden möchte, will er diskursanalytisch untersuchen, „inwieweit die *Rote Fabne* judenfeindliche Vorstellungen (re-)produzierte und so, ob von der Redaktion oder der Parteiführung gewollt oder nicht, dazu beitrug, *antisemitische Vorstellungen zu bestätigen*“ (S. 29, Hervorhebung G. H.).

Das ist ein bescheidenes und darüber hinaus wenig befriedigendes Arbeitsprogramm, das sich noch nicht einmal auf die Diskursanalyse berufen kann. Schließlich können antisemitische Vorstellungen sehr leicht bestätigt werden, wenn man beispielsweise über Personen, Strukturen und Entitäten, die von Seiten interessierter Dritter mit dem Adjektiv „jüdisch“ versehen werden, eine begründete oder unbegründete negative Aussage fällt. Ein kritischer Bericht über die Macht von *Facebook* kann die Vorstellungswelt eines Antisemiten, der den *Facebook*-Gründer Mark Zuckerberg vor allem als raffgierigen Juden imaginiert, bestätigen, auch wenn die Intention des Artikels eine vollkommen andere wäre. Genauso würde es sich mit Berichten über die Okkupationspraxis der israelischen Armee im Westjordanland verhalten. Antisemitische Vorstellungen können also auch von inhaltlich richtigen und nicht-antisemitischen Aussagen bestätigt werden, denn die Rezeption des Gesagten ist weitgehend unbestimmt und für den Sprecher unverfügbar.

Mit diesem Fokus legt der Autor aber auch eine bestimmte Haltung offen, mit der er ans Thema herantritt: Jegliche Form des Sprechens verfällt der Kritik, wenn sie antisemitische Vorstellungen auch nur peripher bestätigen könnte. Hier schließt sich der Kreis

zu einem subjektlosen Marxismus wie dem Moïse Postones, in dem jeglicher konkrete und Personen benennende Antikapitalismus als verkürzt ausgewiesen wird, weil er ja angeblich auch zu antisemitischen Personalisierungen abstrakter Verhältnisse einladen könnte.

Ob Foucaults Diskursanalyse einen methodischen Zugriff nahelegt, der dem Gegenstand angemessen ist, darf angezweifelt werden. Schließlich sieht Foucault im Antisemitismus lediglich eine Sonderform des Rassismus, verkennt also das Spezifische des modernen Antisemitismus, der sich zwar mit Rassismus anreicherte, aber mitnichten eine Form desselben darstellt. Darüber hinaus fokussiert sich Foucault in seinen Untersuchungen verschiedener gesellschaftlicher Felder voll auf Kämpfe und Strategien von klar benennbaren Akteuren; als Gewährsmann einer Methode, die unbewusste Verortung von Diskursen vornehmen und dabei von möglichen Strategien absehen will, kann Foucault schwerlich dienen. So lesen sich auch die abschließenden Passagen des Buches, in denen auf Foucaults Diskursanalyse rekurriert wird, ungelent und können wenig überzeugen: „Bislang wurden antisemitische Agitationsformen aus den Reihen der KPD zur Zeit der Weimarer Republik mit taktischen Erwägungen erklärt. Bei der Tageszeitung einer revolutionären Partei spielen machtpolitische Kalküle zweifellos eine zentrale Rolle. Allerdings lag der Fokus der Analyse der *Roten Fahne* auf einem Mehrwert, der dabei entstand und der im Anschluss an Michel Foucault als ein ‚Wissen‘ bezeichnet wurde“ (S. 314).

In einer anderen Hinsicht passt hingegen Foucault sehr gut zu der Anlage der Arbeit von Kistenmacher: Foucault war ein Feind der alten Linken, vornehmlich der KP Frankreichs, mit ihren Konzepten von Arbeit als positiv besetzter und zu befreiender Größe, biopolitischer Produktivierung und Staatlichkeit. Hier liegen Ähnlichkeiten zum politischen Impetus von Kistenmacher vor.

Was ist Antisemitismus?

Mit dieser methodologischen Festlegung ignoriert Kistenmacher interessante, offene und einer Aufarbeitung harrende Fragen des Verhältnisses von KPD und Antisemitismus. So müssten doch die tatsächlichen und vermeintlichen antijüdischen Aussagen auf ihre Intention und in ihrem Kontext untersucht werden. So kam beispielsweise Dan Diner zu der recht wohlwollenden Bemerkung zur Agitation der KPD: „Es war eine Selbstverständlichkeit, daß die Kommunistische Partei Deutschlands in den 20er und 30er Jahren alles tat, um nicht als das zu erscheinen, als was sie in den Augen der Antisemiten und Nazis schien oder scheinen konnten. Nämlich – wie das damals abwertend hieß – Judenschutztruppe zu sein. Da die KPD aber auf keinen Fall als Judenschutztruppe gesehen werden wollte, versuchte sie sich von diesem Vorwurf freizumachen, indem sie antisemitische Elemente in ihre Propaganda eingehen ließ.“²⁰

In der historischen Beurteilung (sowie der politischen Einschätzung der KPD, die Kistenmacher keinesfalls gleichgültig ist) müsste es einen Unterschied machen, ob antijüdische Aussagen beispielsweise als

– intentionale Übernahme antisemitischer Stereotypen und Begriffe zu werten sind, die antisemitisch besetzt sind und die darauf hinweisen, dass selbst die KPD einer antisemitischen (Denk- und Sprach-)Kultur verhaftet ist (Ebene 1: unbewusster Antisemitismus); oder als

– unreflektierte Übernahme solcher Begriffe, die im Kontext von heutzutage als unzulänglich und anstößig empfundenen Versuchen erfolgt, die völkische Ideologie zu widerlegen: beispielsweise klassenkämpferisch motivierte Versuche, die ideologische Sprache der Antisemiten ironisierend aufzunehmen und argumentativ *ad absurdum* zu führen, wobei mit der Übernahme der völkischen Begrifflichkeiten essentialisierende Wirkungen einhergehen (2. Ebene: unzulängliche anti-antisemitische Strategie); oder als

²⁰ Dan Diner, *Linke und Antisemitismus* (wie Anm. 8), S. 72.

– Versuche, aus taktischem Kalkül nationalistisch oder antisemitisch zu argumentieren, um den Nazis Wähler_innen abzufangen: also ein nicht unreflektiertes, sondern wohlüberlegtes Spielen mit Nationalismus und Antisemitismus im Sinne einer Demagogie, die sich Agitation und Propaganda nennt. Hier lägen dann auch Kenntnisse einiger Motive des offenen Antisemitismus vor. Diesen meint man – allerdings aufgrund einer vollkommen unterkomplexen Bestimmung von Antisemitismus – akzeptieren und politisch ausschachten zu können, weil er als „verkürzter Antikapitalismus“ beziehungsweise „Sozialismus der dummen Kerls“ prinzipiell in Hinblick auf einen generellen Antikapitalismus verlängerbar sei (3. Ebene: taktisches und bewusstes Spielen mit Antisemitismus). Oder es

– handelt sich um einen offenen Antisemitismus mit expliziten Gleichsetzungen von „jüdisch“ mit Elementen der Moderne, beispielsweise mit Aspekten des Kapitalismus, dem eine gesunde Gemeinschaft entgegengehalten wird. Hier läge dann auch am ehesten eine Sonderform des Antisemitismus als „linkem Antisemitismus“ vor, der sich einreihen würde in ältere sozialrevolutionär geprägte antisemitische Muster, die weniger rassistisch oder völkisch argumentieren, sondern Herrschaft des Geldes im Kapitalismus mit „Herrschaft der Juden“ gleichsetzen, wie man es von anarchistischen Denkern wie Proudhon kennt (4. Ebene); oder

– es liegt ein offener nationaler beziehungsweise nationalistischer Antisemitismus vor, der die Juden unabhängig von ihrer gesellschaftlichen Stellung, sozialen Situation und Lage als ganze Nation einer anderen Nation gegenüberstellt, als Fremdkörper imaginiert oder abwertet (5. Ebene).²¹

Einem solcherart gelagerten Versuch, die antijüdischen Aussagen zu kontextualisieren und sie über die reine Diskursanalyse hinaus einzuschätzen und auf ihre Intention hin zu befragen und zu kritisieren, will sich der Autor jedoch entziehen – womit die Arbeit im Großen und Ganzen lediglich das präsentiert, was ja auch im Un-

²¹ Dieser Versuch einer Operationalisierung beruht auf modifizierten Überlegungen von Ralf Hoffrogge, dem ich für Gespräche und Hinweise zum Thema danke.

tertitel angekündigt ist: „Antisemitische Aussagen in der KPD-Tageszeitung ‚Die Rote Fahne‘ während der Weimarer Republik“. (Wobei, diese Polemik sei erlaubt, treffender wäre: „Mir als antisemitisch erscheinende Aussagen...“)

Dass ein gewisses Maß an Hermeneutik besonders bei dem vorliegenden Thema unerlässlich ist, macht bereits die Häufung von Begriffen in Kistenmachers Arbeit deutlich, die eine Unklarheit über den Sinn des Gemeinten konzedieren. Wiederholt ist von „mehrdeutigem Sinn“ (S. 49), mehrdeutiger Verwendung von Begriffen (S. 6), mehrdeutigem Anspielen (S. 99), von verwirrender Argumentation (S. 59), eigentümlicher Metaphorik (S. 72) die Rede – ohne dieser Mehrdeutigkeit und Eigentümlichkeit auch tatsächlich nachzugehen. An vielen Stellen zeigt sich der Autor auch nicht in der Lage – um das dieser Rezension vorangestellte Bonmot von Detlev Claussen in Hinblick auf die Forschung zum linken 68er-Antizionismus zu paraphrasieren –, die Dokumente, die Antisemitismus beweisen sollen, auch richtig lesen und interpretieren zu können.

So stößt sich Kistenmacher an einem Artikel mit dem Titel „Jungeld stinkt nicht!“ Einiges über die Geldquellen der Völkischen vom April 1924“. Laut Kistenmacher kommt der Aufruf zu einem „vieldeutigen Schluss“, den er als den Antisemitismus befeuernd ausmacht. Geschrieben steht jedoch recht eindeutig: „Die beschnittenen und unbeschnittenen deutschen Geldsäcke, die bodenständigen und internationalen Ausbeuter, sie wissen genau, was auf dem Spiel steht, wenn die deutsche werktätige Klasse erwacht und mit ihr abrechnet. [...] Demonstriere am 4. Mai für die einzige Freiheitsarmee, die es in Deutschland gibt: für die revolutionäre Armee des deutschen Proletariats: Wähle Kommunisten!“ (S. 129). Man wundert sich, worin in diesem Aufruf das mehrdeutige und das den Antisemitismus Befördernde zu erblicken ist. Die Wirkung dürfte eine andere sein: Er stellt eine Absage an antisemitische und Volksgemeinschafts-Gedanken dar, wenn auch in einem für heutige Oh-

ren unangemessen militanten und revolutionsoptimistischem Duktus.

Ein weiteres Beispiel sei herausgegriffen: Eine „verwirrende Argumentation“ unterstellt Kistenmacher dem Redakteur der *Roten Fahne* und KPD-Politiker Werner Scholem von der ultralinken Fraktion um Ruth Fischer, der im preußischen Landtag sprach und erhebliche antisemitische Zwischenrufe über sich ergehen lassen musste. Kistenmacher zitiert zwei von ihm wohl als anstößig empfundene Passagen von Scholem und von der Redaktion der *Roten Fahne*. Sie seien auch hier zitiert: „Unsere grundsätzliche Stellung ist klar: Schärfster Kampf gegen alle Schieber und Wucherer, ganz gleich, ob sie Arier, Ostjuden oder sonst etwas sind, aber keine Schikanen gegen Proletarier, die gezwungen wurden, aus ihren bisherigen Heimstätten zu fliehen.“ Und: „Unser Redner (gemeint ist Scholem, G. H.) zeigte an Hand der ablehnenden Haltung, die das kapitalistische Judentum in Deutschland gegen die Ostjuden einnimmt, daß die ostjüdische Frage für Deutschland keine nationale, sondern ein Teil der internationalen proletarischen Frage sei.“ Kistenmacher kommentiert: „Scholems Argumentation war verwirrend, wenn sie dazu dienen sollte, die Deutschnationalen zu attackieren. Denn er zeigte nicht nur, dass es innerhalb der jüdischen Minderheit in Deutschland Klassengegensätze gab. Mit seinem Redebeitrag versuchte Scholem, die Stimmung gegen die ‚Ostjuden‘, die mit diffusen Vorstellungen über den globalen Kapitalismus, verborgene Wirtschaftsströme und die ökonomische Macht der Bewohnerinnen und Bewohner des Scheunenviertels verbunden war, gegen die herrschende Klasse zu richten“ (S. 58/59).

Nun lässt sich Scholems Intention und die Intention der *Roten Fahne* allein aufgrund der hier präsentierten Zitate relativ leicht entschlüsseln: Trotz Begrifflichkeiten wie „Arier“ und „kapitalistische[m] Judentum“ liegt die Intention auf Ebene 2: Scholem will auf die Klassenunterschiede aufmerksam machen, eine internationalistische Perspektive einnehmen, die Haltung – und dies ließe sich nur mit Kontextwissen entschlüsseln – der etablierten Vertre-

ter des deutschen Judentums, die sich oft gegen die neu eingewanderten und nicht-assimilierten osteuropäischen Juden positionierten, skandalisieren. Es liegt eine wenig verwirrende, sondern recht klare, wenn auch in der Klassenkampfsprache der KPD vorgetragene, anti-antisemitische Haltung vor.

In einer Fußnote konzediert Kistenmacher zwar, dass er die politisch-historische Biographie über Werner Scholem des Berliner Historikers Ralf Hoffrogge nicht berücksichtigen konnte, in der Scholems Kampf gegen die Deutschnationalen und gegen den nicht nur von diesen vertretenen Antisemitismus, der vornehmlich gegen die osteuropäischen Migranten gerichtet war, nachgezeichnet wird. Doch weshalb Scholems Argumente „verwirrend“ sind, bleibt das Geheimnis des Autors. Die hermeneutische Aufgabe eines Historikers ist es doch, sich von der fremden Sprache der Quellen nicht verwirren zu lassen, sondern den Kern dieser korrekt zu extrapolieren.

Entscheidender als in der Causa Scholem ist die Fehldeutung bei einem zentralen Begriff aus der *Roten Fabne*, der schließlich auch den Titel des Buches stiftet: „jüdisches Kapital“. Kistenmacher weist hier äußerst akribisch nochmals nach, dass es in der kurzen Phase von Juni bis September 1923 von Seiten der KPD eine Hinwendung zu völkischem und antisemitischem Sprachgebrauch gab. Darin bestätigt Kistenmacher die bisherige Forschungsliteratur. Tatsächlich verblieb die kommunistische Strategie in dieser Zeit nicht nur auf dem üblen Boden eines kommunistischen Nationalismus, sondern spielte auch auf der Klaviatur der Völkischen und der Antisemiten. So fand sich wiederholt die Bezeichnung „jüdisches Kapital“ in der *Roten Fabne*. Allerdings widerspricht der Kontext dieses Begriffs der von Kistenmacher angebotenen Interpretation. Er behauptet, die KPD „entwickelte 1923 eigene antisemitische Argumentationsmuster“, indem antisemitische Stereotype „zugleich gegen die NSDAP-Führung in Anschlag gebracht“ wurden. „So wurden Ansätze eines Antisemitismus von links erkennbar [...]“ (S. 96).

Zwischen dem Rezensenten und dem Autoren besteht überhaupt kein Dissens darin, dass hier ein besonders abstoßendes Kapitel des Parteikommunismus (von dem ebenfalls weder Rezensent noch Autor viel halten) aufgeschlagen ist. Und über Ruth Fischers antijüdische Agitationsrede und ähnlich gelagerte Ausführungen der KPD trifft das von Kistenmacher zitierte Urteil des Anarchisten Rudolf Rocker zu, dass es sich bei Fischers Fischen im völkischen Milieu nicht um einen „Mangel an Intelligenz“ handelte, sondern um „ein Verbrechen gegen den Geist des Sozialismus“ (S. 94). Dennoch soll hier dazu eingeladen werden, Unterscheidungen vorzunehmen. Wo Ruth Fischers demagogisches Spiel mit antisemitischen Floskeln klar zu Ebene 3 gehört, stellt sich die Frage, wie die oben zitierte Bemerkung zum „jüdischen Kapital“ einzuschätzen ist. Wiederholt erscheint die Bezeichnung „jüdisches Kapital“ oder „jüdische Kapitalisten“ in einem Zusammenhang, in dem die Wortführer der KPD rhetorisch fragen, wie es denn mit dem gesamten Kapital und der gesamten Kapitalistenklasse bestellt sei. Sie sprechen vor diesem Hintergrund von den „beschnittenen und unbeschnittenen Kapitalisten“, die allesamt der kommunistischen praktischen Kritik überantwortet werden müssten und verweisen auf die ausbeuterische Industrie, die sich „in den Händen guter Christen urdeutschen Abkommens“ (S. 89) befindet. Die Ironisierung liegt auf der Hand, die Intention ebenfalls. Diese Beispiele könnten also in die Ebene 2 eingeordnet werden – wie die meisten der von Kistenmacher herangezogenen Beispiele.

Der Autor kommentiert jedoch: „Man könnte das für den Versuch halten, die Position der politischen Gegner zu ironisieren. Aber damit die Ironisierung hätte gelingen können, hätte die *Rote Fahne* über einen eigenen Begriff von ‚den Juden‘ verfügen müssen, der sich eindeutig vom Vokabular der Nationalsozialisten unterschieden hätte.“ Diese Behauptung ist nun ihrerseits mehr als verwirrend. Tatsächlich spielte die Herkunftsbezeichnung „jüdisch“ für die Kommunisten gar keine tragende Rolle. Wenn sie selbst jüdischer Herkunft waren wie Fischer und Scholem, so ignorierten

sie dies weitgehend und sahen ihre Identität als internationalistische Revolutionäre, die das Alte, vor allem die Religion, weit hinter sich lassen wollten. Gesellschaftlich sollte die Religionszugehörigkeit keine Rolle spielen und die Klassenposition allein Geltung beanspruchen dürfen. Warum sollte es der *Roten Fabne* daher an einem eigenen Begriff von ‚den Juden‘ mangeln? Die Ironisierung hat ihre Substanz gerade darin, dass eine für Kommunisten absolut unbedeutende Herkunftsbezeichnung von ihnen fortan mit den sozialen und politischen Positionen konterkariert wird. Dies ist vordergründig eine klassenkämpferische und antifaschistische Strategie, die die reale Substanz des Antisemitismus ebenso wie eine Relevanz von Religion bestreitet. Der Ausdruck „jüdisches Kapital“ (der isoliert betrachtet natürlich eine antisemitische Wendung *sans phrase* darstellt) steht also in einem Kontext, wo er beständig mit dem Hinweis auf „deutsches“ oder „christliches“ Kapital beziehungsweise „unbeschnittene Kapitalisten“ zu konterkarieren versucht wird.

Wirkungsgeschichtlich kann man annehmen, dass es einem der Arbeiterschaft entstammenden *Rote-Fabne*-Leser meist ziemlich egal war, wie es um den genitalen Unterbau oder den religiösen Überbau der Kapitalisten bestellt war. Bestätigt wurde er mit diesen Ausführungen wohl eher in seiner generellen Ablehnung der Kapitalisten als Klasse.

Auf der anderen Seite weist Kistenmacher klar nach, dass um 1923 die KPD auch von einem „jüdischen“ oder gar „verjudeten“ Finanzkapital sprach. Obwohl nach Avraham Barkai zu dieser Zeit knapp die Hälfte der Privatbanken im Besitz jüdischer Bankunternehmer lag, stellte die Zentrale der Partei 1924 fest, dass das „Bank- und Handelskapital in Deutschland [...] zum größten Teil in jüdischen Händen“ sei (S. 138). Die KPD agitierte so auch im Wettbewerb mit völkischen Gruppen gegen das „jüdische Finanzkapital“, wobei sie immer auch betonte, dass es auch das Industriekapital zu bekämpfen gelte. In den Worten von Hermann Remmele im Jahre 1923 in einer Rede vor Nationalsozialisten: „Sie, die Faschisten, ge-

ben nun an, das jüdische Finanzkapital zu bekämpfen. Schön. Tun sie das! Einverstanden! (Stürmischer Beifall bei den Faschisten.) Aber sie dürfen eines nicht vergessen, das Industriekapital! (Zuruf bei den Faschisten: ‚Bekämpfen wir genauso!‘) Denn in Wirklichkeit ist das Finanzkapital nichts anderes als das Industriekapital“ (S. 137). Hier liegt wohl eine dieser methodisch schwierigen Fälle vor, in dem zwischen Ebene 3 und 2 changiert wird. Bereits die Tatsache, dass der Kommunist vor Nationalsozialisten spricht und sich positiv auf ihren Antisemitismus bezieht, steht für Ebene 3, also als ein wohlüberlegtes Spielen mit Nationalismus und Antisemitismus im Sinne einer sich als Agitation und Propaganda bezeichnenden Demagogie, die den Zweck verfolgte, den Nazis Wähler_innen abzuwerben. Der Antisemitismus wird als verkürzter Antikapitalismus rezipiert und soll in Hinblick auf einen generellen Antikapitalismus verlängert werden, ohne zu sehen, dass den Antisemiten ihr gegen Juden gerichteter Hass vollkommen reicht. Gleichzeitig versucht Remmele noch mit der Bemerkung, das Finanzkapital sei nichts anderes als das Industriekapital, die ideologische Scheidung unterschiedlicher Sphären zu konterkarieren, was man als eine Aussage auf Ebene 2 ansehen kann. Gleichzeitig bestärkt er die Ansichten der anwesenden Nazis jedoch mehr, als dass er ihnen in argumentativ sinnvoller und humanistischer Absicht konfrontativ begegnet. Insgesamt sind diese Agitationsversuche freilich widerwärtig und von heute aus betrachtet, mit dem Wissen um den Fortgang der weiteren Geschichte und des radikalisierten Verlaufs des deutschen Antisemitismus, muten sie obszön an.

Obwohl Kistenmacher nicht auf diese Zeitgebundenheit reflektiert, ist ihm in seiner Einschätzung an dieser Stelle vollständig zuzustimmen: „In jedem Fall blieb durch solche Beiträge die Assoziation des Finanzwesens als etwas ‚Jüdisches‘ latent vorhanden. Die *Rote Fabne* übernahm diese Vorstellungen allerdings nicht nur einfach, sondern fügte sie in die eigene Berichterstattung ein und sorgte dafür, dass diese Sichtweise als legitim, als vereinbar mit dem parteikommunistischen Selbstverständnis erschien“ (S. 139). Damit

bewegten sich diese KPD-Verlautbarungen tatsächlich in einem Akzeptanzbereich eines entscheidenden Teils des modernen Antisemitismus (aus der oben skizzierten Ebene 3 und 4), weil das Marx'sche Potential, das in der Kritik des unwillkürlichen Auseinanderreißen von Produktion und Zirkulation besteht, – pathetisch gesprochen – verraten wurde und tragenden Propagandafloskeln der NSDAP, die sich aus einem pseudo-antikapitalistischen Antisemitismus zusammensetzten, nicht frontal widersprochen wurde. Dass es aber solche Versuche in der *Roten Fahne* gab, zeigt Kistenmacher mit der Wiedergabe seiner Quellen an einigen prominenten Stellen. Ein Artikel des Jahres 1929 etwa hält unmissverständlich gegen die antisemitischen Schlagworte von „raffendem und schaffendem Kapital“ und der „Zinsknechtschaft“ der NSDAP fest: „Das *Industriekapital* sei ‚schaffendes Kapital und notwendig, weil es neue Arbeitsquellen erschließt (Fabriken und Maschinen baut usw.)‘. Das *Bank- und Finanzkapital* aber sei *jüdisch* und *volksfeindlich*, weil es Zinsen rafft. Die Trennung ist natürlich purer Unsinn“ (S. 194; Hervorhebung im Original).

Wenn aber die KPD festhält, dass nur die „Brechung der Lohnknechtschaft“ und des „Systems der Lohnsklaverei“ die „Brechung der Zinsknechtschaft“ ermöglicht (S. 194 f.), so lässt Kistenmacher dies unkommentiert stehen und schweigt sich darüber aus, ob er dies als eine prinzipiell legitime anti-antisemitische Agitationsform erachtet oder als Beispiel für Antisemitismus (was angesichts seines analytischen Rahmens, in dem marxistischer Klassenkampfmarxismus als strukturell antisemitisch begriffen wird, fast zu befürchten ist). Allein die Verwendung des Nazibegriffs „Zinsknechtschaft“ scheint für ihn – selbst wenn dies in der Absicht geschieht, dieses Schlagwort zu widerlegen – eine diskursive Akzeptanz zu markieren und damit ein Element des „linken Antisemitismus“ zu sein.

Auch wenn das – in amüsanter wie vielsagender Weise von der Rosa-Luxemburg-Stiftung wie der Axel-Springer-Stiftung gesponserte – Buch also eine in Teilen interessante Aufbereitung von Aussagen aus der *Roten Fahne* von 1919 bis 1933 darstellt, lässt die Ar-

beit einen sinnvollen theoretisch-methodischen Rahmen und eine adäquate Interpretation vermissen. Überzogene Aussagen und kurzschlüssige Gewichtungen machen die Lektüre oftmals zu einem ausgesprochen ärgerlichen Unternehmen. Der offen zu Tage tretende Drang, der KPD über das Maß der bisherigen Forschungsergebnisse hinaus einen inhärenten Antisemitismus nachzuweisen, setzt sich oft über eine quellenkritische Redlichkeit hinweg. Wer einen knappen und empirisch abgesicherten Überblick über das Verhältnis von Antisemitismus und KPD in der Weimarer Republik bekommen will und sich somit einen objektiven Eindruck verschaffen möchte, ist mit dem kurzen, aber überzeugenden Aufsatz von Mario Keßler „Die KPD und der Antisemitismus in der Weimarer Republik“ besser bedient.²²

²² Keßler, KPD (wie Anm. 11).

Dies ist eine Veröffentlichung der **Sozial.Geschichte Online** lizenziert nach [Creative Commons – CC BY-NC-ND 3.0]

Sozial.Geschichte Online ist **kostenfrei und offen** im Internet zugänglich. Wir widmen uns Themen wie dem Nationalsozialismus, dessen Fortwirken und Aufarbeitung, Arbeit und Arbeitskämpfen im globalen Maßstab sowie Protesten und sozialen Bewegungen im 20. und 21. Jahrhundert. Wichtig ist uns die Verbindung wissenschaftlicher Untersuchungen mit aktuellen politischen Kämpfen und sozialen Bewegungen.

Während die Redaktionsarbeit, Lektorate und die Beiträge der AutorInnen unbezahlt sind, müssen wir für einige technische und administrative Aufgaben pro Jahr einen vierstelligen Betrag aufbringen.

Wir rufen deshalb alle LeserInnen auf, uns durch eine **Spende** oder eine **(Förder-)Mitgliedschaft** im *Verein für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts e.V.* zu unterstützen, der diese Zeitschrift herausgibt und gemeinnützig ist.

Spenden und Mitgliedsbeiträge sind steuerabzugsfähig, deswegen bitten wir, uns eine E-Mail- und eine Post-Adresse zu schicken, damit wir eine Spendenquittung schicken können.

Die Vereinsmitgliedschaft kostet für NormalverdienerInnen 80 Euro und für GeringverdienerInnen 10 Euro jährlich; Fördermitglieder dürfen ihren Beitrag selbst festlegen.

Mitgliedsanträge und andere Anliegen bitte an

SGO-Verein [at] janus-projekte.de oder den

Verein für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts e.V.
Cuvrystraße 20a
(Briefkasten 30)
D-10997 Berlin

Überweisungen von Spenden und Mitgliedsbeiträgen bitte an

Verein für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts e.V.
IBAN: DE09 1002 0500 0001 4225 00
BIC: BFSWDE33BER
Bank für Sozialwirtschaft